

Marcel Zischg

# Was fehlt eigentlich

Erzählungen



tredition®  
www.tredition.de

© 2018 Marcel Zischg  
2. überarbeitete Auflage

Lektorat: Moritz Siegel (Dresden), Jonas-Philipp Dallmann  
(Berlin)

Verlag und Druck:  
tredition GmbH, Halenreie 42, 22359 Hamburg

ISBN

Hardcover: 978-3-7469-8842-9

E-Book: 978-3-7469-8843-6

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## **Inhalt**

Der kranke Garten .....	7
Der Freund von der einsamen Straße .....	13
Kurze Zeit.....	19
Marc und Robert.....	31
Abgrund .....	45
Die Reise zum Vater .....	47
Der alte Mann auf dem Guinigi-Turm .....	49
Mariella oder das Spielzeugauto .....	55
Was fehlt eigentlich .....	71
Enge .....	77
Die alte Frau Vergangenheit.....	83
Die tote Katze .....	89
Das Spiel im Bach .....	95
Judith schreibt Jans Geschichte.....	101
Manuela und Diego .....	109
Der Mantel.....	113
Die Frau auf der Bank .....	119
Der verschlossene Himmel.....	123
Kleeblattsuche .....	127
Die letzte Rolle.....	129

## Was fehlt eigentlich

Ich sollte meiner Mutter helfen, die Geranienstöcke, die sie zurückgeschnitten hatte, in den Keller zu tragen. Eigentlich hatte ich spazieren gehen wollen. Gerade war ich im Begriff, mich auf dem kleinen Parkplatz vor der Kellertreppe von meiner Mutter zu verabschieden, da band sie mir, bevor ich aufbrechen konnte, eine blaue Arbeitsschürze um und sagte: „Trage bitte die Geranienstöcke in den Keller. Es ist Herbst geworden.“

Ich nahm den ersten Geranienstock aus dem Garten, ging damit in den Keller und stellte ihn auf den Boden, wie meine Mutter es mir gesagt hatte. Der kleine Kellerraum war voller Gerümpel: Schulsachen und Kleider, die einsam und nicht mehr gebraucht dort in Kartons herumlagen, auch Fotoalben.

Meine Aufgabe sei es nur, die Geranienstöcke in den Keller zu bringen, hatte meine Mutter gesagt. Sie selbst würde sie dann später ins oberste Regal stellen. Alle anderen Fächer waren schon voller Kartons mit Dingen.

Als die Geranienstöcke schließlich nebeneinander im Keller auf dem Boden standen, wollte ich mir die Schürze abnehmen, um endlich spazieren zu gehen. Ich verließ also den Keller und ging hinauf zu dem kleinen Parkplatz.

„Du darfst noch nicht gehen“, sagte meine Mutter, die dort neben meinem roten Peugeot wartete und still auf das Haus blickte. Ich war verärgert. Schließlich ist es nicht gerade angenehm, wenn eine Mutter einem Sechszwanzigjährigen solche Vorschriften macht.

„Mein Gott“, sagte ich und richtete den Blick hinauf zum strahlend blauen Herbsthimmel, „ich bin ja bald wieder bei dir im Tal, im Dorf, im Haus.“

„Du musst aber noch die Biotonne auf die Straße stellen“, sagte sie. „Morgen kommt die Müllabfuhr.“

„Ach so“, sagte ich leiser, „ja, sicher ... natürlich, der Müll.“

Nachdem ich die Mülltonne hinausgestellt hatte, fragte ich: „Wo ist eigentlich Papa.“

Ich hatte ihn seit meiner Abreise vor drei Jahren nicht mehr gesehen. Erst heute Mittag war ich zurückgekehrt von meinem Studienort.

Jetzt sah meine Mutter mich verärgert an.

„Weißt du denn nicht selbst, wo Papa ist“, fragte sie gereizt.

„Nein. Wo?“

„Er ist – mein Gott! Ich weiß es auch nicht mehr!“

Nun schwieg sie auf einmal. Sie sah mich an, als würde sie durch mich hindurchsehen. Ich hatte sie lange nicht mehr so traurig gesehen und erschrak. Sie verabschiedete sich nicht einmal und sagte nur: „Ich gehe jetzt in den Garten und arbeite dort allein weiter.“ Dann lächelte sie und ging. Hinter mir hörte ich das Gartentor zufallen – Mutters Garten grenzte direkt an den kleinen Parkplatz mit meinem roten Peugeot.

Es war ein schöner Spaziergang, an einem sonnigen Nachmittag. Ich stieg auf einem Wanderweg den Berg hinauf, der hinter unserem Haus aufragt, und als ich ein Stück

weiter oben im Wald angekommen war, setzte ich mich auf einen Felsen und blickte hinunter ins Tal. Ich sah den Fluss, der sich wie eine silberne Kette durch das Tal schlängelt, und an ihm entlang die Häuserreihe, und in der Häuserreihe das kleine, weiße Haus meiner Mutter.

Ich war eine Weile fort gewesen, um zu studieren. In den ganzen drei Jahren war ich nicht ein einziges Mal zurückgekehrt in unser kleines Dorf. Ich hatte nie daran gedacht, zurückzukommen, selbst an Feiertagen nicht, denn ich hatte in der Ferne Freunde gewonnen. Jetzt hatte ich das Gefühl, das Haus sei noch ruhiger geworden als früher. Und dass Mama, ihr Leben lang eine einfache Hausfrau an der Seite meines Vaters, viel weniger redete und nachdenklicher wirkte. Sie trug eine Kette aus silbernen Perlen, die ich zuvor nie an ihr gesehen hatte. Sie musste sie von Papa geschenkt bekommen haben. Mein Vater war zum Bürgermeister gewählt worden und verdiente jetzt viel Geld.

Ich blickte wieder auf unser Haus und mir fiel auf, dass ich gar nicht so genau wusste, ob ich auch wirklich alle sieben Geranienstöcke in den Keller getragen hatte.

Dann sah ich wieder auf den Fluss und verspürte plötzlich einen ungeheuren Durst. Eine Weile lang suchte ich nach einer Quelle, und nachdem ich endlich einen kleinen Bergbach gefunden hatte, bildeten meine Hände eine Schale und führten das Wasser an meinen Mund. Es fühlte sich kalt und frisch an, und ich fühlte mich lebendiger.

Da klingelte mein Handy.

Es war mein Vater. „Mein Gott“, rief er, „du musst sofort kommen! Deine Mutter ... Da ist irgendwas passiert. Eine Nachbarin ist bei ihr und hat mich gerade angerufen. Die

Rettung steht schon vor dem Haus. Bitte, komm direkt ins Krankenhaus. Die Rettung wird deine Mutter dorthin bringen.“

„Ich komme sofort!“, rief ich, legte auf und stürmte den Berg hinunter, so schnell ich konnte, bis ich endlich vor dem Haus meiner Mutter stand. Sie war nicht mehr da; das Haus war also leer. Aus der Ferne sah ich, wie die Sonne unterging. Es war, als würde der Berg die Sonne verschlucken. Bei diesem Gedanken wurde mir übel.

Vor der Haustür lag ein zerbrochenes Bild unserer Familie aus den Zeiten vor meinem Studium: Papa, Mama und ich. Die Haustür stand offen. Wie unvorsichtig von ihr, dachte ich. Als ich die Haustür schloss, strömte mir aus dem Innern des Hauses ein seltsames Gefühl entgegen. Es fühlte sich kalt an und traurig, aber ich schüttelte es ab.

Dann setzte ich mich in meinen roten Peugeot und fuhr los.

Als ich ins Krankenhaus kam und mich nach Mama erkundigte, sagte die Dame am Empfang: „Vierter Stock, dort weiter fragen.“ Ich nahm den Lift.

Als ich ausstieg, kam mein Vater mir auf dem Flur entgegen.

„Du ... du ...“, stotterte er. „Ich ...“

„Was ist mit ihr“, fragte ich. Plötzlich spürte ich wieder diesen entsetzlichen Durst.

„Sie hatte einen Zusammenbruch“, antwortete er.

Wir standen auf dem Flur, und ein paar Krankenschwestern gingen vorbei. Seine graumelierten dunklen Haare, die ich noch in Erinnerung hatte, waren ihm ausgefallen, und

sein Gesicht war eingefallen. Aber er trug einen schönen sauberen Anzug mit einer roten Krawatte und schwarzlackierte Schuhe. Ich hatte mich nie getraut, einen Anzug zu tragen – aus Angst, für überheblich und selbstgefällig gehalten zu werden. Doch mein Vater wirkte in seinem Anzug erfolgreich.

Wir standen uns zum ersten Mal nach fast drei Jahren gegenüber. Ich hatte mir mein Studium durch Gelegenheitsarbeiten selbst finanzieren müssen und zu meinen Eltern nur per Telefon und E-Mail Kontakt gehalten. Da lernst du es auf die harte Tour, hatte Papa damals gesagt, selbst ist der Mann, der erfolgreich werden will.

„Sie können es sich noch nicht erklären“, sagte er jetzt. „Ich meine, sie untersuchen sie gerade. Ich bin auch eben erst gekommen, und eine Schwester hat mir erzählt, was ich dir jetzt erzählt habe. Ich habe sie noch gar nicht gesehen. Hoffentlich müssen wir nicht zu lange warten, bis wir zu ihr können.“

Wir gingen in einen kleinen Wartesaal, setzten uns auf zwei Stühle und schwiegen. Zwischendurch lief ich immer wieder auf die Toilette, um Wasser zu trinken. Mein Durst schien unstillbar.

Endlich sagte mein Vater: „Sie hat das auch immer gemacht, als sie mit dir schwanger war. Sie musste dauernd Wasser trinken. Ihr Durst war unstillbar.“

Als ich ihn ansah, senkte er den Blick, als schäme er sich für irgendetwas. Ich bewunderte ihn jedoch. In den letzten Jahren hatte er sich vom Gemeindevizepräsident zum Bürgermeister des Dorfes emporgearbeitet. Dafür gebührte ihm Anerkennung, dachte ich.



Eine Stunde später war es schon dunkel, früher Abend. Ein Arzt kam auf uns zu, deutete hinter sich den Flur hinunter und sagte: „Sie liegt in diesem Zimmer, Nummer 411. Sie fühlt sich einsam, hat sie gesagt.“

„Dürfen wir zu ihr“, fragte der Bürgermeister.

„Und was fehlt eigentlich“, fragte der Student.